

Predigt Sonntag Judika am 21. März 2021 über Hiob 19, 19-27

*Wir sind allein*

*Wir kommen und wir gehen ganz allein*

*Wir mögen noch so sehr geliebt,*

*von Zuneigung umgeben sein*

*Die Kreuzwege des Lebens geh'n wir immer ganz allein*

*Allein. Wir sind allein*

So singt es der Liedermacher Reinhard Mey. Ich mag seine Lieder, sie sind ja ganz oft voller Humor und Lebensfreude, er hat auch wunderschöne Liebeslieder geschrieben. Aber ebenso gefallen mir die melancholischen, die nachdenklichen Texte. Dazu gehört dieser weniger bekannte Song aus dem Jahr 1990. Menschliches, Allzumenschliches wird da berichtet – Alltagserfahrungen eben. Er singt vom kleinen Jungen, der zum Spott seiner Klassenkameraden wird; von den Freunden, die einen im Erfolg laut begleiten, sich aber beim Scheitern leise abwenden und verschwinden. Für Mey, ansonsten fröhlich und optimistisch, verweisen diese Erfahrungen auf einen Grundzug menschlichen Lebens: Wir sind allein.

Am Ende des Liedes heißt es:

*Nun, ein Teil meines Lebens liegt hinter mir im Licht*

*Von Liebe überflutet, gesäumt von Zuversicht*

*In Höhen und in Tiefen, auf manchem verschlung'nen Pfad*

*Fand ich gute Gefährten und fand ich guten Rat*

*Doch je teurer der Gefährte, desto bitterer der Schluss*

*Dass ich den letzten Schritt des Wegs allein gehen muss*

*Wie sehr wir uns auch aneinander klammern,*

*uns bleibt nur*

*Die gleiche leere Bank auf einem kalten,*

*leeren Flur*

*Allein.*

Allein – gerade auf den Kreuzwegen unseres Lebens.

Das ist eine schwermütige, düstere Einsicht. Eine, gegen die ich mich wehre. Wie oft habe ich anderes erlebt: Solidarität, Beistand, ein helfendes Wort, auch in schweren Zeiten wie momentan. Auch im Krankenhaus oder am Sterbebett.

Und doch will ich mich jetzt, da in einer Woche die Karwoche beginnt, diesem Gedanken aussetzen. Einsamkeit, Alleinsein, sich verlassen fühlen, all das gehört zu den Grunderfahrungen des Lebens.

Martin Luther hat das mit Blick auf menschliches Leiden und Sterben auf die Spitze getrieben. Geradezu erschreckend hat er mit Blick auf den Tod und das eigene Sterben geschrieben: „Wir sind alle zum Tode gefordert und es wird keiner für den anderen sterben, sondern ein jeglicher in eigener Person muss gerüstet sein, mit dem Tode zu kämpfen. In die Ohren können wir wohl einer dem anderen schreien, ihn trösten und ermahnen zu Geduld, zum Streit und Kampf, aber für ihn können wir nicht kämpfen noch streiten. (...) Ich werde dann nicht bei dir sein noch du bei mir.“

Tatsächlich, im letzten Augenblick, dann, wenn es darum geht, was ein Leben ausmacht, ist jeder allein, auch wenn im besten Falle ein Mensch an der Seite sitzt. Die Auseinandersetzung mit dem Leid, dem Tod, dem eigenen Sterben ist möglicherweise der Moment, in dem sich die Wahrheit oder die Lüge menschlichen Lebens – in Kraft ebenso wie Hilflosigkeit – offenbaren.

Es fällt mir schwer, mit der Radikalität dieser Einsamkeit umzugehen. Aber auch unsere biblischen Texte bezeugen sie. Seinen Weg ans Kreuz geht Jesus allein, ganz allein. Am Ende seines menschlichen Lebens steht ein Ausruf der Verzweiflung, Klage und Anklage zugleich: „Mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Mit Hiob ist es nicht anders. Alles hatte er und alles hat er verloren: Vermögen, Familie, seine Gesundheit. Er ringt mit seinem Schicksal. Schließlich kommen seine drei besten Freunde zu ihm. Hiob hofft auf Trost, Hilfe und Stärkung. Doch das Gespräch über das große Warum des Leidens, das die vier leidenschaftlich miteinander führen, weist immer wieder auf Hiob als den Urheber seines eigenen Unglücks zurück. So sehen es jedenfalls die Freunde. Hiob selbst soll schuld sein an seinem Schicksal. Er, der immer vorbildlich fromm und religiös korrekt war, muss irgendwie gegen die religiösen Ordnungen, gegen Gottes Weisungen verstoßen haben, sonst würde dieser ihn nicht strafen. Doch Hiob will sich das nicht gefallen lassen. Aber nicht nur von seinen Freunden fühlt er sich allein gelassen, sondern auch von Gott. Ja, Hiob ist wirklich allein, ganz allein. Hört aus dem Hiob-Buch im 19. Kapitel:

*Meine engsten Freunde verabscheuen mich. Sogar diejenigen, die mir am liebsten sind, stehen mir feindselig gegenüber. Meine Haut klebt nur noch an den Knochen. Nur das nackte Leben ist mir noch geblieben.*

*Habt Mitleid, habt Mitleid mit mir, ihr seid doch meine Freunde! Denn Gott hat mich mit diesem Unglück geschlagen.*

*Warum verfolgt ihr mich, wie Gott es tut? Wann hört ihr endlich auf, mich zu zerfleischen?*

*Ach, wenn ich mir doch wünschen könnte, dass meine Verteidigungsrede aufgeschrieben wird – wie bei einer Inschrift, die man in den Stein ritzt! Mit*

*einem Meißel soll man sie in den Fels hauen und ihre Buchstaben mit Blei ausgießen.*

*Ich weiß ja doch, dass mein Erlöser lebt. Als mein Anwalt wird er auf der Erde auftreten und zum Schluss meine Unschuld beweisen.*

*Mit zeretzter Haut stehe ich hier. Abgemagert bin ich bis auf die Knochen.*

*Trotzdem werde ich Gott sehen. Ich werde ihn mit meinen Augen sehen, und er wird für mich kein Fremder sein.*

*So wird es sein, auch wenn ich schon halb tot bin.*

Noch einmal, liebe Gemeinde, Hiob ist alleine. Schonungslos ruft er hinaus: „Meine engsten Freunde verabscheuen mich. Sogar diejenigen, die mir am liebsten sind, stehen mir feindselig gegenüber.“ Und weiter: „Nur das nackte Leben ist mir noch geblieben.“ Deshalb ruft, schreit er zu Gott, der ihn verfolgt und nicht in Ruhe lässt, der ihn so geschlagen hat.

Und seine Freunde? Sie trösten ihn nicht, sondern bestärken diesen Eindruck noch. Das ist vielleicht noch schlimmer, noch gnadenloser als das Leid selbst – im Leid auf diese Weise die eigene Einsamkeit, Verlassenheit zu erfahren: allein, ganz allein. Auch dadurch, dass andere – erbarmungslos – das Leid erklären, es handelbar und verstehbar machen wollen. Wir sind da auch Weltmeister darin. Wenn irgendwo von einem Unglück berichtet, schreibt sofort jemand, dass der andere wohl selbst schuld wäre. Selbst wenn das im Einzelfall ja stimmen mag, diese Kälte, das völlige Unberührtsein vom Leid des anderen erschreckt doch sehr.

Dabei ist Leid, vor allem das Warum, nicht zu verstehen, nicht zu erklären, nicht logisch einzuordnen. Als ob ich es abhaken könnte wie eine gelöste Matheaufgabe. Weder das Leid noch Gott lassen sich ausrechnen.

Hiob besteht auf der Sinnlosigkeit des Leidens, und darauf, dass es nicht an ihm liegt, wie seine Freunde ihm immer einreden wollen. Darum kämpft er mit seinen Freunden und mit Gott.

Und: Diesen Kampf will er festhalten, dokumentieren, aufschreiben. Denn das, was Hiob widerfährt, ist nicht nur ein Einzelschicksal. „Allein, wir sind allein“ – das erfahren Menschen aller Zeiten und aller Generationen zu allen Zeiten. In unterschiedlicher Intensität, gewiss. In ungeahnter Weise sind wir in den vergangenen Monaten der Corona-Pandemie wieder auf diese Fragen gestoßen in den Diskussionen und Erfahrungen um die Alleingelassenen in den Pflegeheimen und Krankenhäusern. Was im Sinne von Infektionsschutz und Gesundheitsfürsorge zunächst gut gemeint und sinnvoll gedacht war, hat in

Gestalt von Besuchsverboten Menschen einsam und verlassen sterben lassen. Es saß nicht einmal jemand am Bett.

So sinnlos das Leid sein mag, so sehr es Hiob quält – Hiob will es nicht einfach vergessen, nicht verdrängen, nicht totschweigen. Deshalb soll es aufgeschrieben und bewahrt werden.

Im Erinnern, im Bewahren liegt so vielleicht ein erster, zaghafter Schritt zur Heilung. Wir sind auch, was wir erinnern. Denn das Erinnern gehört zum Kern menschlichen Lebens. Es tut weh, wenn sich jemand nicht mehr erinnern kann, wenn jemand gar die engste Familie nicht mehr erkennt.

Freilich: Erinnern kann ein schmerzhafter Prozess sein. Es widersteht dem Verdrängen wie der vorschnellen Betäubung. Hiob weiß das und weicht gerade im Leid dem Erinnern nicht aus. Ja, er setzt seine Hoffnung darauf, dass sein Kampf, sein Ringen bei aller Ungerechtigkeit und Sinnlosigkeit nicht ganz umsonst sein könnte. Das Vergessenwollen, das Verdrängenwollen jedenfalls wird seine Qualen allenfalls für kurze Zeit mildern, wird ihn nicht befreien, sondern nur im Schmerz gefangen halten.

„Das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung“, so lautet ein Wort aus der jüdischen Tradition. Vermutlich bahnt es sich hier an, ein Stück Hoffnung, ein kleiner Hoffnungsschimmer nur, aber immerhin. Für Hiob und alle, die mit ihm leiden und gemeinsam mit ihm mit Gott ringen und kämpfen, könnte es so sein. Das Leid wird bewahrt und aufgehoben. Es wird nicht einfach verrechnet, eingeordnet oder bagatellisiert. Aber im Reden, Aufschreiben, im Malen, im Bewahren gewinnt Hiob ein Stück Klarheit über sich, seinen Weg, seine Freunde und Gott. Schmerzhaft ist das und oft kaum auszuhalten. Schonungslos. Denn das Leid bleibt ein Skandal, der zum Himmel schreit. Hiob gibt dieser Klage Ausdruck, für alle, die mit Gott um Glück und Gerechtigkeit, Krankheit und Verlust kämpfen und aufbegehren. Hiob lässt sich nicht einfach vertrösten und ruhigstellen. Niemand muss sich einfach vertrösten und ruhigstellen lassen.

Im Reden, Schreiben und Erinnern mag noch nicht ein gerader Weg zur Erlösung liegen. Das wäre wohl zu einfach. Aber zumindest ein Hoffnungsleuchten ist wahrnehmbar, eines, das genau jetzt aus Hiob herausbricht. „Ich weiß ja doch, dass mein Erlöser lebt.“ So ruft er es aus, klammert sich an diese Hoffnung. Fast trotzig klingt das.

Hiob mag gegen Gott kämpfen. Aber er kämpft auch um Gott. Darum, dass dieser ihn begleitet, bewahrt, beschützt. Auch wenn diese Begleitung jetzt kaum zu glauben, gar nicht wahrnehmbar ist. Weil Gott dem Hiob dunkel und verborgen erscheint. Genau aus diesem Abgrund taucht plötzlich die Hoffnung auf, dass es doch Halt und Geborgenheit gibt. So werden Glaube und Hoffnung möglich, aber immer nur im Widerspruch, immer nur auch gegen den offensichtlichen Augenschein. Für einen Moment kann Hiob durch den fernen,

den vermeintlich zornigen Gott hindurchschauen und so dem gnädigen Gott begegnen. Danach, so sagt er es jedenfalls, sehnt sich sein Herz. Kein Leid wird damit verneint, kein falscher Trost versprochen. Aber für Hiob ist es ein Moment der Hoffnung: „Mit zeretzter Haut stehe ich hier. Abgemagert bin ich bis auf die Knochen. Trotzdem werde ich Gott sehen.“

Allein, ganz allein mag Hiob sein. Aber in diesem einen Moment fühlt er eine Weite in sich, die Kraft und Gewissheit gibt. Hiob fällt, aber nicht ins Bodenlose. Da bleibt eine Hand, die ihn hält. Oder mit den Worten Hiobs: „Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.“

Johanna Haberer, die evangelische Pfarrerin und Theologin, hat es so gesagt: Die Geschichte von Hiob markiert das Ende eines Gottes, dem man vertrauen kann, und den Anfang eines Gottes, dem ich vertrauen will.

Das, was geschieht, mir, meiner Familie, überhaupt auf der Welt, dass spricht oft gegen einen Gott. Oder andersherum gesagt, dass führt nicht automatisch zu Gott. Aber ich kann mich dafür entscheiden, dennoch, trotzdem, darauf zu vertrauen, dass Gott da ist, lebendig ist und mich erlösen will von all dem Leid, das unerklärlich bleibt.

Ich weiß, dass mein Erlöser lebt.

Amen.

Pfarrerin Martina Buck